



Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XIX. Jahrg. Prag, 20. September 1918 (14. Tischri 5679). Nr. 18.

Inhalt:

Zum Sukkothsfeste. Ben Jehuda.
Das Schulklopperl. J. Fried.
Pieperl. Frieda Löwenthal.
Wohltun. Leo Glück.
Sagen aus dem Talmud.
Girnowo. Illustration.

Ein Fasttag. J. L. Perez.
Aus einem Briefe des Obadja von
Bartenuro an seinen Vater vom
Jahre 1488.
Übersetzungs-Aufgabe.
Rätselaufösungen.
Rätsel.

Erscheint jeden zweiten
Freitag.

Redaktion und Administration:
Prag II., Stefansgasse 629

Bezugspreise: für Oesterreich-Ungarn K 12.—.
für Deutschland Mk. 8.—.

Einzelne Nummer 40 h.

Manuskripte werden nicht zurückgestellt

Abdruck nur unter Quellen- und Autorenangabe gestattet.

A. A. Postsparkassa-Konto 52.742.

B.-G. Postsparkassa in Sarajevo Ko.-Nr. 7.768.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: **Filipp Lehenhart.**

Kalendarium.

Samstag, den 21. September	א' דסכות
Sonntag, den 22. September	ב' "
Montag, den 23. September	א' דחול המועד
Dienstag, den 24. September	ב' "
Mittwoch, den 25. September	ג' "
Donnerstag, den 26. September	ד' "
Freitag, den 27. September	השענא רבה
Samstag, den 28. September	שמיני עצרת
Sonntag, den 29. September	שמחת תורה

Administratives.

Durch die weitere Preissteigerung des Papiere, der Druckkosten, des Porto und aller zur Herstellung unserer Zeitschrift nötigen Rohstoffe sind wir gezwungen, die Bezugsgebühr für das ganze Jahr auf **K 12.—** festzusetzen. Nach Deutschland bleibt der Bezugspreis von **M 8.—** infolge des höheren Markkurses bis auf weiteres in Geltung. Wir bitten unsere geschätzten Abonnenten davon freundlichst Kenntnis zu nehmen.

Einzelne Nummern des ersten Halbjahres sind zur Gänze vergriffen, so daß die neuhinzutretenden Abonnenten für das laufende zweite halbe Jahr 1818 und das erste Halbjahr 1919 vorgemerkt werden können. Dagegen beginnen wir das zweite Halbjahr schon mit der ersten statt mit der dreizehnten Nummer, damit unsere jungen Leser nur vollständige Erzählungen in ihrer Zeitschrift zur Hand bekommen.

Unsere jungen Lesern und ihren Eltern, allen Freunden und Bekannten wünschen wir angenehme Feiertage. **שמחת יום טוב!**

Unsere hochgeschätzten Mitarbeiterin Friedl Friedenthal in Rojetin wünschen wir zu ihrer Vermählung ein herzliches **מול טוב!**

Beiträge zur Geschichte der Juden in Prag

Vier Vorträge von Prof. Dr. NATHAN GRÜN

sind in unserem Verlage erschienen und können zum Preise von K 3.—
nebst 20 h Porto durch uns bezogen werden — Den Bestellungen ist der
Betrag beizulegen.



Nr. 18.

Prag, 20. September 1918. XIX. Jahrg.

Zum Sukkothfeste.

Unmittelbar folgt auf die rein religiösen Feste des Neujahrs- und des Versöhnungstages das nationale und ländliche Fest, der Laubhütten mit dem altgeschichtlichen Hintergrund. Der Reiz und die Schönheit dieses Festes geben verschiedene in den alten Schriften verstreute Schilderungen wieder und lassen uns ahnen, wie das ganze Volk in dieser Woche aufjubelte.

Von Dan bis Berseba, den alten Grenzen des Landes Israels, rüsteten sich Scharen von Wallfahrern schon mehrere Tage vor dem eigentlichen Feste nach Jerusalem und zum heiligen Tempel auf dem Berge Moriah. Eine jede solche Schar wurde vor der Stadt von Priestern und leuitischen Sängern erwartet und feierlich empfangen. Es wurden zunächst die mitgebrachten Opfer- und Festgaben abgeliefert und dann ging es in die Stadt, wo man mit den Brüdern aus Ost und West, Nord und Süd ein freudiges Wiedersehen feierte und neue Freundschaftsbündnisse und Bekanntschaften schloß. Hier gab es gegenseitig vieles zu erzählen von Glück und Leid und Neues zu berichten, Grüße und Wünsche wurden ausgetauscht und Kopf und Herz war tagelang von Freude und Jubel voll.

Die Stadt bekam so viele Besucher, daß sie dieselben nicht zu fassen vermochte. Ein großer Teil wohnte außerhalb der Stadt in Hütten, die mit Laub gedeckt und sehr wohnlich eingerichtet waren. Die ersten Tage war der Tempel der Mittelpunkt alles Lebens in der Stadt, das den höchsten Grad erreichte, wenn das dem Könige geltende Kapitel aus dem fünften Buche Moses von ihm, dem Könige selbst alter Verpflichtung gemäß vorgelesen wurde.

Dann kam die Feier des Wassers schöpfens an die Reihe. Es wurde ein Segen gesprochen und dabei mit großer Feierlichkeit vorgegangen. Unsere Alten wissen mit folgenden Worten davon zu berichten: „Wer die Feier des Wassers schöpfers im Tempel von Jerusalem nicht miterlebte, der hat nichts gesehen und nichts erlebt.“ Sodann kam die Feier des Tempelholzes und endlich das Schlußfest, wo der König in Person vom Volke Abschied nahm und es in Frieden ziehen hieß.

Es ging jeder zu seinem heimatlichen Herde in dem Bewußtsein zurück, ein vollwertiges Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, deren oberster Herr der Vater im Himmel, und auf Erden ein König sein sichtbarer Führer ist. Dieses Bewußtsein war die einigende Kraft, die dem Volke einen gleichmäßigen Charakter ausdrückte. Die regelmäßigen Wallfahrten, das Wiedersehen gegenseitig sich Kennenlernen der selbst entfernt von einander wohnenden Volksteile hat die heilsamsten Folgen für die Zukunft des Volkes gehabt. Keiner seiner Teile war dem andern fremd. Das Wort Bruder, das in den jüdischen alten Schriften so oft wiederkehrt, hat unter diesem Gesichtspunkte eine erweiterte, volksumfassende Bedeutung. Und wir verstehen dann erst den Sinn des Wortes „ganz Israel ist ein Volk von Brüdern.“

Nach tausenden Jahren hat es seine Geltung nicht verloren. Allen Grenzen spottend, ob sie künstliche sind, ob sie die Natur gezogen, ob sie von himmelhohen Bergen, von Weltmeeren gebildet sind, über sie alle hinweg reicht der Jude dem anderen die Bruderhand. Dieses einigende Band, das uns Juden umfaßt, wurde auf den Wallfahrten nach Jerusalem geknüpft, nein, geschmiedet. Hier wurde es dafür tauglich gemacht, Jahrtausende zu überdauern. Und deshalb gebührt den drei Wallfahrtsfesten, dem Pessach, dem Schebuoth und endlich dem Sukkothfeste, und diesem letzteren vornehmlich, eine so große Bedeutung für die Vereinheitlichung des jüdischen Volkes, daß sie nie genug hoch gewürdigt werden können.

Uns, den späten Nachkommen unserer Vorfahren, ist die Aufgabe zugefallen, dieses Fest seiner Bedeutung in der Vergangenheit und in der Zukunft entsprechend zu feiern. Und darum scheint es uns so kleinlich als möglich, wenn in diesem Jahre die italienische Regierung den Esrog und Lulaw, die Früchte unserer alten Heimat nicht über die Grenze läßt und uns solcherart das Fest traditionell zu begehen hindert. Nun wir werden es tragen müssen. Aber selbst nach Jahrtausenden wird diese bisher unerhörte Tat in den Büchern des gedächtnisstärksten Volkes zu lesen sein, daß es einmal ein rachedurstiges Volk gegeben hat, das dem zerstreuten Judentum es unmöglich machte, am Sukkothfest den Feststrauß zu binden und den Segen darüber zu sprechen. Vielleicht wird diese Notiz das einzige sein, was die zukünftige Welt von diesem Volke erfahren wird.

Von Jehuda.



Das Schulklopferl.

Eine Erzählung von J. Fried.

(Schluß.)

Große Aufregung herrschte in der Stadt, als der Zeitpunkt, wo die Wahl stattfinden sollte, herannahte. Seine Freunde und seine Gegner hielten Versammlungen ab, in denen für und gegen ihn gesprochen wurde. Er selbst nahm daran teil, hielt Reden, welche durch ihre Sachlichkeit ihm viele Anhänger zuführten. Trotzdem war nicht voranzusehen, wer den Sieg davontragen

würde, da seine Gegner eine rührige und rücksichtslose Tätigkeit gegen seine Wahl entwickelten.

Wieder war das Chanukahfest gekommen, welches in dem Geschick Josef's schon zweimal eine verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Es fiel aber, auch gerade, wie es oft vorkommt, das Weihnachtsfest in diese Zeit.

Da sagte Josef Schulz zu seiner

Frau: „Für heute Abend haben sich die Herren vom Wahlausschusse zu einer Besprechung angemeldet. Sei also so freundlich und besorge das Nötige, damit die Herren eine geziemende Bewirtung erhalten. Und noch eins, fügte er dann etwas verlegen hinzu, „Ich glaube, es wäre sehr vorteilhaft für meine Wahl, wenn wir für diesen Abend im Empfangszimmer einen Weihnachtsbaum aufstellen ließen. Wenn die Gäste fort sind, entfernen wir ihn natürlich sofort.“

„Um Gotteswillen“, fiel ihm seine Frau ganz außer sich ins Wort, „Einen Weihnachtsbaum in unser jüdisches Haus? Hast du schon einmal davon gehört, daß man in einem christlichen Hause die Chanukahlichter angezündet und „Moaus zur jeshuosi“ gesungen hätte?“

„Sei doch nicht so aufgereg! Es handelt sich ja nur um eine Kleinigkeit, die gar nicht wert ist, daß darüber erst gesprochen wird. Für einen Abend, solange die Herren da sind, wird der Weihnachtsbaum da sein, dann verschwindet er für immer. Was würden die Herren denken, wenn sie am Weihnachtsfeste den Weihnachtsbaum vermissen würden? Und wer weiß, ob dann nicht meine Wahl gefährdet wär? Es wäre mir lieber gewesen, wenn sie zu einer andern Zeit gekommen wären, aber es war nicht möglich, die Besprechung zu verschieben.“

Vergebens waren die Vorstellungen und Bitten der Frau, Josef hatte jetzt nur einen Gedanken, ein Ziel vor Augen, nämlich die Bürgermeisterwürde zu erlangen und hörte nicht auf sie. Da sie auf keine Weise zu einer Sache, die sie verabscheute, hilfreiche Hand leisten wollte, mußte Josef selbst alles Nötige veranlassen, was er in der schlechtesten Stimmung von der Welt tat; denn er fühlte, daß er unrecht handle und das Gewissen regte sich in ihm. Aber der Dämon des Ehrgeizes,

der ihn beherrschte, war so mächtig, daß er alle guten Regungen in ihm zum Schweigen brachte.

10. Kapitel.

Am Abende saß Frau Schulz mit ihrem Söhnchen im Kinderzimmer. Ihre Augen, die sonst so hell in die Welt geblickt hatten, waren vom Weinen gerötet.

„Wo ist der Vater, Mütterchen?“ „Warum kommt er nicht herauf, um mit mir das Chanukahlicht anzuzünden?“

„Der Vater hat heute keine Zeit“, antwortete die Mutter mit einem unterdrückten Seufzer. „Er hat Gäste und deshalb werde ich seine Stelle vertreten müssen.“ Sie nahm das Gebetbuch, las dem Knaben den Segensspruch beim Anzünden der Chanukahlichter vor und ließ ihn jedes Wort nachsprechen, worauf er das Chanukahlicht anzündete und mit der Mutter das Chanukahlied sang. Dann spielten sie um Nüsse und der Knabe jubelte laut auf, wenn es ihm gelingen war, einen Gewinn zu erzielen. Mit blutenden Herzen saß die arme Frau neben dem Knaben, der nichtsahnend von dem Kummer, der ihr Herz bedrückte, sich nach Kinderart der Freude dem Spiele hingab. Endlich wurde er schläfrig, sagte aber erst artig sein Nachtgebet, bevor er zu Bett ging. Seine Mutter jedoch konnte lange keinen Schlaf finden.

Unterdessen ging es unten in dem großen vornehm eingerichteten Empfangszimmer laut her. In der Mitte strahlte ein großer, reich verzierter mit vielen Lichtern versehener Weihnachtsbaum. Die Herren vom Wahlausschusse saßen fröhlich beim Mahle, ließen sich die vorzüglichsten Speisen gut munden und sprachen auch dem auserlesenen Weine fleißig zu.

Es wurde über städtische Angelegenheiten, hauptsächlich aber über die Bürgermeisterwahl gesprochen, welche

im nächsten Monate stattfinden sollte. „Ich glaube, wir bringen Sie durch, Herr Schulz“, sagte einer der Gäste, ein reicher Hausbesitzer. „Da können unsere Gegner machen, was sie wollen. Sie müssen unser Bürgermeister werden. Hoch unserem künftigen Bürgermeister!“ Alle erhoben die Gläser und stimmten in das Hoch ein. So wurde ein Hoch nach dem anderen ausgebracht, ein Glas Wein nach dem anderen geleert.

Mitternacht war schon längst vorüber und noch immer hatte sich die lustige Gesellschaft nicht getrennt. Im Gegenteil. Der Wein hatte alle in eine gehobene Stimmung versetzt mit Ausnahme Josefs, der die ihn quälenden Selbstvorwürfe nicht zum Schweigen bringen konnte.

Der Hausbesitzer aber hatte ein bißchen zu viel und zu rasch dem Weine zugesprochen und war nicht mehr ganz fest auf den Füßen. Taumelnd erhob er sich, um einen Trinkspruch auszubringen, kam aber ins Wanken und stieß dabei mit solcher Gewalt in den Weihnachtsbaum, daß dieser mit großem Getöse zu Boden stürzte.

Im Nu stand fast das ganze Zimmer in Flammen; denn die Vorhänge, die Tischtücher und Teppiche, dann auch die Tapeten, mit denen die Wände verkleidet waren, hatten sofort von den brennenden Wachslichtern des umgestürzten Weihnachtsbaumes Feuer gefangen. Alle Anwesenden stürzten in wildem Entsetzen aus dem brennenden Raume, es war die höchste Zeit, denn das Feuer hatte schon nach ihren Kleidern gegriffen.

Josef aber sprang, von Angst um die Seinen getrieben, in riesigen Sägen die Treppe hinauf, weckte seine Frau aus dem Schlafe, packte das schlafende Kind, wickelte es in die Bettdecke und eilte mit Frau und Kind hinunter durch das schon ganz mit Rauch erfüllte Stiegenhaus und zur nächsten Villa.

Aber es dauerte doch eine ziemliche Weile, ehe ihnen geöffnet wurde, da alles dort noch im tiefen Schlafe lag. Vor Kälte zitternd, fanden sie endlich Aufnahme und Unterkunft bei den gastfreundlichen Nachbarn.

Nach geraumer Zeit erst kam die Feuerwehr, um das Löschwerk zu beginnen. Das Feuer hatte sich indessen im Gebäude ausgebreitet, die Flammen schlugen schon zum Dache hinaus und beleuchteten das ganze Villenviertel mit ihrer unheimlichen roten Glut. Das schöne Haus wurde durch den Brand fast ganz zerstört.

11. Kapitel.

Ein Unglück kommt selten allein. Am anderen Morgen lagen Josefs Frau und sein Söhnchen in heftigem Fieber. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß die Frau eine schwere Lungenentzündung, das Kind im höchsten Grade Diphtheritis habe und beide ins Krankenhaus überführt werden müssen.

Damals war das Diphtherieserum noch nicht erfunden und so erlag das Kind am dritten Tage dieser tödlichen Krankheit. Der Zustand der Frau, welcher man den Tod ihres Kindes verheimlicht hatte, verschlummerte sich auch von Tag zu Tag. Vergeblich war die Kunst der berühmtesten Aerzte, die Josef an ihr Krankenlager kommen ließ. Sie litt und starb und ließ ihn allein.

Was Josef Schulz in jener schrecklichen Zeit empfand und durchmachte, läßt sich nicht schildern. Es schien ihm, als wenn er ein Baum wäre, den ein böser Geist mit der Wurzel aus der Erde gerissen und in eine öde, wasserlose Wüste geschleudert hätte. Wären diese entsetzlichen Unglücksfälle unter gewöhnlichen Verhältnissen über ihn hereingebrochen, er hätte in dem ihm angeborenen und durch Erziehung und Vorbild seiner Pflegeeltern zur Gewohnheit gewordenen Gottvertrauen

einen festen Halt und belebenden Trost gefunden. So aber mußte er sich selbst die Schuld an den unerseßlichen Verlusten zuschreiben und seine Selbstwürde waren ohne Grenzen.

„Ich allein bin der Schuldige“, rief er in seiner Verzweiflung aus. „Ich habe fremdes Feuer in meinem Hause angezündet. Warum wurde ich nicht zur Buße vom Feuer verzehrt? Ich habe vor Gott gesündigt, habe mich trotz der Ermahnungen und Bitten des guten Engels an meiner Seite vom Ehrgeiz verleiten lassen. Die Vergeltung ist nicht ausgeblieben. Alles was mir teuer und lieb auf Erden ist, hat mir das gerechte Geschick entzissen. Nur mich, den Schuldigen, hat es geschont. Ich will aber keine Schonung, keine Gnade, ich will büßen für meine Missethat.“

So peinigte und quälte er sich, ließ sich von niemandem, auch nicht von seiner herbeigeeilten Pflegechwester trösten und beruhigen. Er gab sich so dem Schmerze hin, daß er zu keiner Arbeit mehr fähig war, sein Geist war umnachtet. Die Aerzte ordneten seine Ueberführung in eine Heilanstalt an. Sein ganzes großes Unternehmen mußte aufgelöst und die Arbeiter entlassen werden. Nach einigen Jahren wurde er aber als genesen aus der Anstalt entlassen.

12. Kapitel.

In Eichberg wurden eines Tages die Bewohner auf sonderbare Weise aus dem Schlafe geweckt. Es schien, als wäre die alte Zeit wiedergekehrt; denn drei Schläge mit einem Hammer erkönten an den Türen wie in längst vergangenen Tagen. „Wer mag das sein?“ sagten die Leute und steckten neugierig die Köpfe zum Fenster hinaus. Da erkannten einige Josef, das

ehemalige Schulklopferl, der mit einem Hammer von Haus zu Haus ging und an die Türen klopfte.

„Was fällt Ihnen denn ein, Herr Schulz?“ sprachen einige zu ihm. „Das Schulklopfen hat man schon seit vielen Jahren abgeschafft.“

„Ich muß schulklopfen“, gab dieser ruhig zur Antwort, ohne sich in seiner Tätigkeit stören zu lassen. „Wißt ihr denn nicht, daß ich das Schulklopferl bin? Es ist schon Zeit, daß man in den Tempel geht.“

Die Leute sahen bald ein, daß sie es mit einem Irren zu tun hatten und ließen ihn weiter klopfen. Sie verständigten seine Pflegechwester, welche ihn von Eichberg abholte und bei sich behielt. Aber eines Tages war er verschwunden und sie erfuhr bald, daß er wieder in Eichberg sei und dort mit einem Hammer an die Türen klopfte. Das wiederholte sich mehreremal, bis nichts anderes übrig blieb, als ihn in Eichberg bei einer braven Familie unterzubringen. Er saß den ganzen Tag ruhig und still im Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen oder irgend eine an ihn gestellte Frage zu beantworten. Aber jeden Morgen und jeden Abend nahm er seinen Hammer und klopfte wie in alten Zeiten an die Türen derjenigen Häuser, in denen jüdische Familien wohnten. Die Leute, welche Mitleid mit ihm hatten, ließen ihn gewähren. So lebte er noch einige Jahre in Eichberg, bis er eines Morgens infolge einer Herzlähmung tot in seinem Bette aufgefunden wurde.

Das ist die Geschichte des Schulklopfers von Eichberg, der sich durch Fleiß und Tüchtigkeit bis zum reichen Fabrikanten emporgeschwungen, dann aber durch eigene Schuld das Verderben über sich und die Seinigen brachte.

Pieperl.

Die Geschichte eines hilflosen Küchleins von Fridl Löwenthal.

Pieperl war ein Küchlein. Ein ganz kleines, eben aus dem Ei geschlüpft, schwarzes Küchlein. Nur auf dem Kopfe hatte es einen kleinen zitronengelben Fleck. Von zwanzig Rücken war es das letzte und Mutter Glucke, besorgt und voll Liebe für die piepsenden Neuneunzehn ließ es hilflos im Stich und führte die muntere Schar über den Hof. Pieperl mühte sich einsam mit den letzten Kalkscherben auf seinen Flügeln und froch zitternd vor Kälte in das Stroh, ganz leise und traurig sein „Piep, piep“ ausstoßend. Als es dann von Hunger getrieben aus dem Stroh froch, war es ganz trocken, weich und warm. Silends lief es zur Mutter und den Geschwistern. Aber die Glucke zürnte ihm, weil es so viel Zeit gebraucht hatte, aus dem Ei zu kommen und schlug böse mit dem Schnabel nach dem kleinen Köpfchen.

Wohin es auch kam, überall stieß man es von sich. Die Schnäbel der Hühner und Hennen schienen nur da zu sein, um nach ihm zu stoßen. So stand es inmitten des Hofes und jammerte auf in seiner leidvollen Einsamkeit.

Das „Piep, piep!“ klang so weh und traurig, daß es den lieben Gott im Himmel erbarmte und er die Bäuerin auf den Hof sandte. Die nahm Pieperl in die Küche und streichelte es und lernte es die goldgelben Hirseförllein picken.

Nun war Pieperl geborgen. Aber in seinem kleinem Herzchen saß solche große Angst vor der Welt, die so böse gewesen war. Angstlich trippelte das kleine Federwesen hinter der guten Frau her und wo sie ging und stand, Pieperl folgte wie ein Hündchen. Aber es war ja so klein, so winzig und eine Bäuerin hat viel zu schaffen; da konnte es leicht geschehen, daß Pieperl unsichtbar zertreten wurde. So schenkte

die Frau Pieperl der Nachbarin, die eine brave Glucke hatte.

Pieperl kam auf den neuen Hof und die Rückenmama dort rief es freundlich zu sich. Doch Pieperl hatte Angst vor den vielen harten gelben Schnäbeln und verkroch sich. Mit flehentlichem „piep“ lief es wieder hinter der Wirtin her. Die hatte einen kleinen Jungen, dem befahl sie den Schutz des Küchleins an und bald war eine große, treue Freundschaft entstanden zwischen Heinerl und Pieperl.

Man konnte nicht sagen, wer glücklicher war über seinen Freund: Heinerl oder Pieperl. Sie saßen zusammen in der Sonne und Heinerl erzählte alles, was er wußte. Von den Fliegen, den Mücken, den Wassertropfen, den Gräsern, nun, mit einem Wort von allem, was Pieperl nur interessieren konnte. Pieperls Augen glänzten dann wie Stecknadelföpfe und mit den gelben Füßchen, dem gelben Schnabel und dem Fleck auf dem Köpfchen war es reizend anzusehen. Heinerl nahm es gerne auf die Hand und schmiegte seinen Mund in den warmen, schwarzen Federflaum des Tierchens. Pieperl fühlte das und machte leise und glücklich: Piep!

Oft gingen die beiden Freunde spazieren. Rückwärts aus dem Hofstor, über die Straße, auf der dicker Staub lag, in dem sich Pieperls Füßchen so komisch und zierlich abzeichneten, hinüber auf die Wiese. Dort pflegte Heinerl im Gras zu liegen und Pieperl machte große, zärtliche Promenaden über den ausgestreckten Vubentkörper. Und immer, wenn es zu seinem Halse kam, sagte Heinerl: „Pieperl, kleines Pieperl, ich hab' dich lieb!“ Dann lüftete das Küchlein seine kleinen Flügel, so groß wie ein Kronenstück und machte schelmisch: „piep, piep!“

Einmal nun ging Heinerl zur Stadt. An seinen Füßen hatte er neue grobe Schuhe mit blinkende Eisen wie ein Großer. Er streute in eine Ecke weiche Ruchentrumen und sagte: „Hier, Pieperl, iß und sei froh, ich komme bald wieder und dann gehen wir in die Sonne!“ Verstand Pieperl nicht, oder war es unfolgsam, kurz, als Heinerl sich zur Thür wandte, lief es ihm schreiend nach. „Geh, geh, Kleines, ich komm' gleich wieder!“ scheuchte der Bub liebevoll, den draußen rief ihn bereits die Mutter. Pieperl lief furchtsam ein Stückchen zurück, Heinerl sprang auf und drehte sich rasch zur Thür —, da klang ein jammervoller Schrei vom Boden auf. Pieperl war mit seinen kurzen Flügeln rascher gewesen als der Bub, wollte zur Thür hinaus und geriet dabei unter den eisenbeschlagenen Absatz Heinerls. Der Bub war starr vor Schreck und Leid. Da lag Pieperl mit blutendem Schnabel und zuckte. Die winzigen

Äuglein brachen, ein letztes, schier lautloses „Piep“ kam aus der Brust des Vögchens.

„Pieperl, mein Pieperl!“ Heinerl sank neben seinem Freund nieder und jammerte und weinte trostlos. Noch als die Mutter das tote Körperchen schon lange fortgeschafft hatte, sah er es zuckend vor sich und das Herz wollte ihm schier brechen vor Leid. Das waren traurige Tage. Pieperl wurde begraben und Heinerl lag stundenlang neben dem Hügeln und die neuen Schuhe, auf die er so stolz gewesen ist, räumte er fort und wollte sie nicht mehr sehen.

Heinerl ist heute schon ein großer Bub, kann sogar lateinisch lesen und schreiben, aber so oft er sich an das kleine Pieperl erinnert, schießen ihm die Tränen in die Augen. Er ist überzeugt: so lieb wie Pieperl wird er nie mehr ein Tier haben, denn so wie Pieperl, so klein, so treu und so hilflos ist nichts mehr. Auch kein zweites Küchlein auf Erden.



Wohlthun.

Wohl dem, der seiner Brüder denkt,
Wenn es ihm wohl ergeht;
Der Herr, der alles weiß und lenkt,
Dem Armut, jenem Reichtum schenkt,
Der blickt durch seine Sterne nieder,
Und gibt dem Guten reichlich wieder.

Vergeltung ruht auf jeder That,
Sie sei noch so geheim,
Noch so gering! — Früh oder spät
Erfolgt die Ernte nach der Saat;
Von dem, der über Sternen tronet,
Wird jedem nach Verdienst gelohnet.

Drum handle recht, und laß dir nicht
Der Tugend Lohn entgeh'n;
Es hält der Herr ein streng Gericht
Und er, der sprach: es werde Licht!
Sieht durch die Millionen Sterne
Auf unser Tun in jeder Ferne.

Phil. Leo Glück, Berlin.



Sagen aus dem Talmud.

Samuel bar Abba und der Arbeiter.

Samuel bar Abba, bekanntlich wegen seiner astronomischen Wissenschaft weithin bekannt und „Tarchinai“ genannt, saß einmal mit dem heidnischen Astronomen Ablat auf dem Felde. Da gingen ländliche Holzfäller vorbei und der Heide sprach: „Einer dieser Landleute weckt mein Mitgefühl, weil ichs aus den Sternen lese, er werde nicht mehr heimkehren, eine Schlange wird seines Todes Ursache sein.“ Worauf Samuel entgegnete: „Ist der Landmann jüdischen Bekenntnisses, dann bin ich von dem Nichtzutreffen deiner düsteren Prophezeiung überzeugt, und bin gewiß, er werde heil zurückkehren. Um dich zu überzeugen, wollen wir bis in die späte Abendstunde der Leute Heimkehr aus den Wäldern hier abwarten, dann sollst du dich davon überzeugen, daß der von dir bezeichnete, von Todesgefahr bedrohte Mann wohlbehalten seinen Heimweg antreten werde.“ Denn er verwies auf das Bibelwort (4. M. 23, 23), woraus erklärlich wird, daß den Söhnen Jakobs der Schlangenbiß ungefährlich sei.

Der Astrolog erklärte sich — trotz seiner allzu spärlich bemessenen Zeit — zu dem Opfer bereit, um sich zu überzeugen, ob die Vermutung Samuels oder seine eigene, auf Fachwissen begründete Vorhersage, der Mann sterbe an giftigem Schlangenbiß, die richtige sei.

Sie blieben im trauten Gespräch beisammen, ohne daß auch nur ein Vorübergehender ihrer Aufmerksamkeit entrückt gewesen wäre.

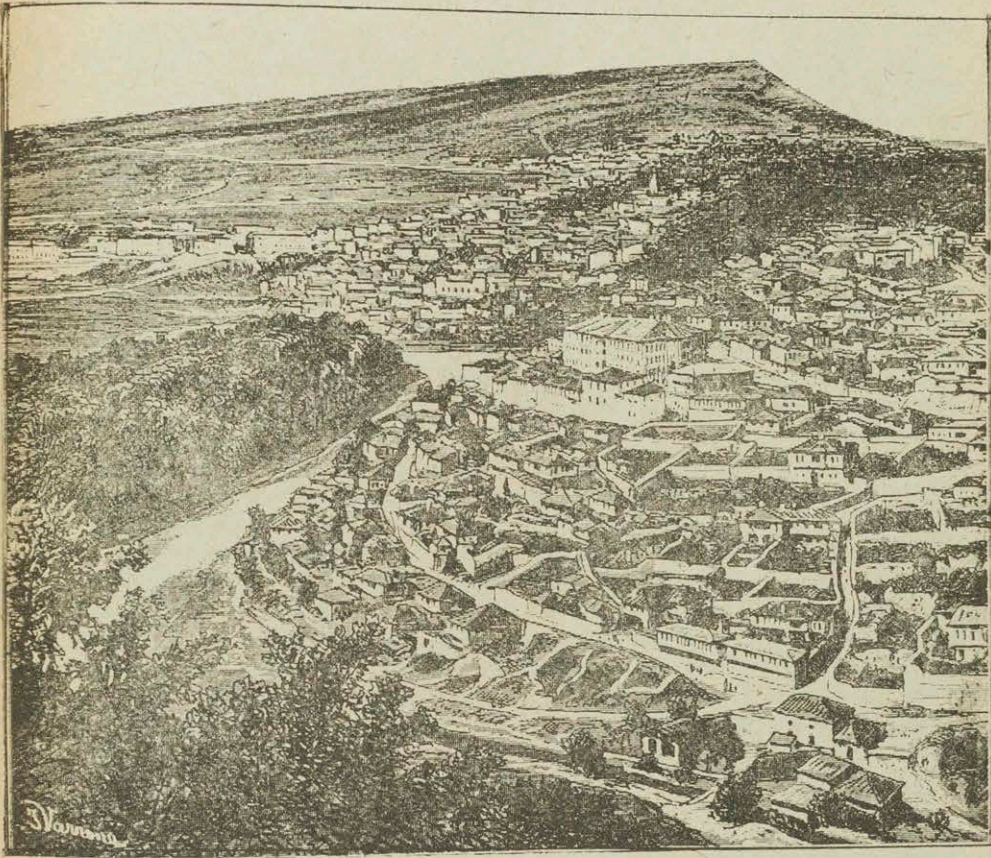
Da erschien der vom Urtheil Ablats Bedrohte im Kreise der Holzleser mit einem Bündel Späne auf dem Rücken. Ablat ging überrascht auf ihn zu mit der Bitte, er möge sein Spannbündel abladen und es öffnen. Und als der Mann der Bitte nachkam und so das

herabgenommene Bündel offen da lag vor dem Sterndeuter, fuhr er entsetzt zurück, denn unter den Spänen lag ein in der Mitte geteiltes giftiges Reptil — eine Schlange.

„Siehst du wohl, daß deine Voraussagung für Bekenner Israels keine Geltung habe?“ sagte Samuel zu Ablat.

Dieser aber meinte, er wolle auch die Ursache wissen, weshalb jener Mann verschont blieb.

Er bat daher den Landmann, ihm bekennen zu wollen, ob er heute eine edle Tat verübte, um derentwillen ihm vielleicht ein Wunder geschehen sein könnte, worauf jener erwiderte: „Mittellos, wie ich bin, sehe ich mich außerstande, edle Werke zu üben, gleichwohl glaube ich, heute Gutes getan zu haben. Bei uns nämlich ist es üblich, daß alle Arbeiter gemeinsam ihr Mahl in der Ruhestunde verzehren. Die im Korb eingesammelte kärgliche Speise übernimmt einer der Genossen von den einzelnen, wobei jeder, den Verhältnissen entsprechend, seinen Beitrag leistet. So wird man vor Beschämung bewahrt, denn es bleibt unbekannt, wessen Beitrag ein größerer oder ein geringerer war. Nun bemerkte ich, daß ein überaus dürftiger Arbeitsgenosse gar nichts für sich mitbrachte; ich hatte Mitleid mit dem unglücklichen Manne, seine Schamröte bemerkend, nichts in den Korb werfen zu können; da suchte ich, meine Arbeit rascher zu beenden, und ich wußte es so einzurichten, daß ich das Amt des Brotsammelns inne habe. Als ich sodann den Rundgang unter den Arbeitern machte und an dem Armen nahe vorübergehen mußte, tat ich so, als ob er gleichfalls seinen Teil entrichtet haben würde, und schob eine zweite Brotportion, die ich verborgen in Händen hielt, unbemerkt in den Korb. So bewahrte ich den armen



Tirnovo, die alte Krönungsstadt der bulgarischen Könige, ist ebenso schön als interessant. Dem Einsender des Bildes, welches er von seiner Ferienreise sich heingebracht hat, sind wir recht dankbar. Sicherlich hätte es uns noch mehr gefreut, wenn er uns etwas Näheres über Land und Leute mitgeteilt hätte. Vielleicht holt er es noch nach und gibt dadurch dem Bilde Farbe und Leben.

Genossen vor öffentlicher Beischämung und so war er der unbefangene Teilnehmer unserer gemeinsamen Mahlzeit."

"Jetzt kenne ich", rief Samuel aus, „die Ursache deiner wunderbaren Ret-

tung aus der Lebensgefahr, in der du schwebtest. Du siehst, guter Mann, in welchem milddevollen Übermaße Gott dein geringes, edles Werk lohnte, indem er dich dem Leben wiedergab.

(Sabbat 156.)

Aus einem Briefe des Obadja von Bartenuro an seinen Vater
vom Jahre 1488. *)

Von Beth-Lehem nach Jerusalem sind ungefähr drei Meilen; der ganze Weg dorthin ist voll von Wein und Obstgärten. Die Weingärten sind hier wie die in der Romagna. Die Weinstöcke sind nämlich niedrig, aber dick. Dreiviertel Meilen ungefähr von Jerusalem, an einem Orte, wo man auf Stufen bergab geht, erblicken wir die berühmte Stadt unserer Wonne; da machten wir Risse an unseren Kleidern, wie es vorgeschrieben ist. Etwas weiter von da wurde uns das Heiligtum, das zerstörte Haus unserer Pracht, sichtbar, und da machten wir abermals Risse in unsere Gewänder über den Anblick des zerstörten Tempels. Wir kamen bis zu den Thoren Jerusalems und am 13. Nisan 5248 am Mittag standen unsere Füße in den Thoren Jerusalems. Da kam uns ein Nischenasi, der in Italien erzogen wurde, Rabbi Kopmann, entgegen, brachte mich in sein Haus, und ich blieb sein Gast den ganzen Pessach. Jerusalem ist meistens wüst und zerstört; ich brauche nicht zu erwähnen, daß es von keiner Mauer umgeben ist. Die Zahl der Einwohner, wie man mir sagt, soll 4000 Einwohner sein. Was Juden betrifft, so sind von der ärmsten Klasse ungefähr 70 Familien übrig geblieben, es gibt beinahe keine Familie, der nicht das Notwendigste mangeln würde; wer Brod für ein Jahr hat, wird reich genannt. Es sind jetzt viele alte verlassene Witwen aus Nischenas und Sephard und vielen anderen Ländern vorhanden, so daß 7 Frauen auf einen Mann kommen. Das Land ist jetzt ruhiger und glücklicher, denn die Alten

sind in sich gegangen, da sie eingesehen, daß die Vermögenden ausgewandert sind und nur der ärmere Theil geblieben ist; sie sind daher sehr höflich gegen jeden Neuankommenden; sie entschuldigen sich sehr über das Geschehene und versicherten, daß sie Niemandem, der sich nicht über sie erheben wollte, etwas zu Leid täten. Was mich betrifft, kann ich bis heute nicht über sie klagen; im Gegenteile, sie haben mir nur viel Gutes getan und sind rechtlich mit mir umgegangen, wofür ich Gott jeden Tag preise.

Die Juden haben gar keine Bedrückung von den Arabern in diesen Ländern auszustehen; ich bin in diesem Lande nach der Länge und Breite gereist und Niemand von ihnen hat mir etwas in den Weg gelegt. Sie sind sehr gefällig gegen Fremde und besonders gegen den, der die Sprache nicht kennt; wenn sie mehrere Juden beisammen sehen, sind sie durchaus nicht mißmutig. Meiner Ansicht könnte ein Mann, der die Staatsverwaltung versteht, sich leicht zum Oberhaupt der Juden sowohl wie der Araber zu machen; denn unter allen Juden hier gibt es keinen klugen und verständigen Mann, der mit Leuten umzugehen versteht. Alle sind wild, hassen die Menschheit und sind nur auf ihren Gewinn bedacht.

Auch vortreffliche Einrichtungen findet man da; die täglichen Gebete, die dem Gotte Israel wohlgefällig sein müssen, fand ich in Jerusalem, so wie ich es jetzt noch nirgends gesehen habe; die Juden da stehen selbst am Sabbath ein oder zwei Stunden vor Tage auf

*) R. O b a d i a aus Bertinoro in Italien (gest. 1510), der als Rabbiner in Jerusalem segensreich wirkte und durch sein gewinnendes Wesen einen besseren Geist in die Gemeinde zu Jerusalem pflanzte, schrieb einen Kommentar zur Mischnah, der dem Raschis zum Talmud entspricht und allen Mischnahausgaben beigegeben ist. Seine Reisebriefe aus Jerusalem, die er nach der Heimat richtete, gewähren einen tiefen Einblick in die damaligen Verhältnisse der heiligen Stadt.

und rezitieren Psalmen und andere Lobgesänge, bis der Tag anbricht. Dann sagt man das Kaddischgebet: zwei Chasanim, die dahier angestellt sind, rezitieren dann den Segensspruch über die Thora, das Kapitel über die Opfer, und alle folgenden Lobgesänge, mit einer anständigen Melodie, so daß das „Schema“ mit dem Erscheinen der ersten Sonnenstrahlen gelesen wird. Die Kohanim verrichten das Ducha jeden Tag, sowohl an Wochentagen als am Sabbath in jedem Gebete, wo deren Segensformel vorkommt; zu Schachrith und Mincha werden Selichoth samt den 13 Eigenschaften Gottes mit großer Andacht gesagt; und es ist kein Unterschied zwischen Montag, Donnerstag und den anderen Tagen, als daß an den ersteren in der Thora gelesen wird.

Jerusalem, trotzdem es zerstört wurde, hat vier sehr schöne lange Marktplätze, so wie ich dergleichen noch nicht gesehen habe: sie befinden sich am Fuße des Zion. Alle sind mit kuppelartigen Dächern versehen, und man findet hier allerlei Waren; sie sind nämlich in verschiedene Theilungen geteilt, als der Waren-, der Gewürz-, der Gemüsemarkt und der, wo andere Gerichte und Brot verkauft werden. Als ich nach Jerusalem kam, war eine schreckliche Hungersnot im Lande; ein nicht zu starker Mann konnte zu jeder Mahlzeit Brot um eine Drachme, welches nach unserem Gelde einen Bolognino alten Geldes in Silber macht, verzehren, und war dabei nicht sehr satt; man sagt mir, daß die Hungersnot im Verhältnisse zum Anfange des Jahres nicht mehr so stark ist. Viele der Juden sind Hungers gestorben, nachdem man sie ein bis zwei Tage vorher Brot verlangen sah und Niemand es ihnen geben konnte; man fand die Leute tot in ihren Häusern und viele nährten sich von Gräsern, wobei sie wie die Hirche ausgingen, um Weide zu suchen.

Es ist jetzt nur ein einziger aschkenasischer Rabbi vorhanden, der in Jerusalem in Demut und Gottesfurcht erzogen wurde; ich habe seinesgleichen nicht gesehen. Er webt Tag und Nacht, wenn er zu studieren aufhört, und durch sechs Monate hindurch hat er von Sabbath zu Sabbath kein Brot gekostet; seine Nahrung bestand aus rohen Rüben und den Abfällen des vom Zucker befreiten Johannisbrotes, dessen es hier eine Unzahl gibt. . . .

Jetzt, wo die Weizenernte vorüber ist, ist die Hungersnot zu Ende, die Fülle ist wieder Gottlob vorhanden; ich habe hier in Jerusalem verschiedenartige Früchte gesehen, die man in unserer Gegend nicht findet. Es gibt einen Baum hier, dessen Blätter länglich sind und mehr als manns hoch ist und nur einmal Früchte trägt. Sodann verdorrt er, und an seinen Wurzeln entsteht ein anderer ähnlicher, der im nächsten Jahr wieder Früchte trägt, und so wiederholt es sich. Die Beeren sind hier größer als in unserer Gegend. Man findet hier aber weder Kirichen noch Haselnüsse, noch Kastanien. Alle Lebensmittel, als Fleisch, Wein, Oliven und Sonnenöl sind hier sehr billig zu haben. Das Land ist heute noch vortrefflich, aber es ist nicht möglich, einen Erwerbszweig durch irgend eine Wissenschaft oder Kunst sich zu gründen, wenn man nicht Schuster, Weber oder Goldarbeiter ist; selbst diese erwerben ihre Nahrungsmittel mit vieler Not. Man findet in Jerusalem immer verschiedene Nationalitäten, aus den christlichen Ländern, aus Babylonien und Abyssinien. Die Araber kommen häufig nach dem Tempel, um hier ihr Gebet zu verrichten; sie halten diesen Ort in großen Ehren.

Auf den Tempelplatz darf kein Jude kommen; wenn die Araber manchmal Drechsler und Goldarbeiter, um dort zu arbeiten, einlassen wollen, so will keiner hineingehen, da wir alle

mit Unreinheit behaftet sind. Ich weiß nicht, ob die Araber ins Allerheiligste kommen oder nicht. Ich habe mich auch nach dem Grundsteine erkundigt, wo die Bundeslade aufgestellt war, und man hat mir gesagt, daß er sich unter einer hohen und schönen Kuppel, die die Araber, auf dem Tempelplatze gebaut hatten, befindet. Er ist in diesem Gebäude eingeschlossen und niemand darf hineinkommen. Auf dem Tempelplatze ist großer Reichtum vorhanden, denn wie man hört, haben die Monarchen da immer Zimmer mit Gold belegt aufführen lassen, und der jetzt regierende König soll ein Gebäude, mit Edelfsteinen und Gold prachtwoll geziert, so wie es noch nie gebaut wurde, errichtet haben.

Der Tempelplatz hat heute noch 12 Tore; diejenigen, die man die Tore der Gnade nennt, sind eisern und zwei an der Zahl, gegen Osten des Tempels und immer geschlossen. Man sieht dieselben nur zur Hälfte über den Boden hervorragen, die andere Hälfte ist in der Erde versenkt. Die Araber haben es mehrmals, wie man erzählt, versucht, dieselben herauszuheben, aber sie waren es nicht imstande zu tun.

Die Westmauer, wovon ein Teil noch heute steht, ist aus großen und dicken Steinen, wie ich deren noch nie bei einem alten Gebäude weder in Rom noch in andern Ländern gesehen habe, zusammengefeßt. An der nordöstlichen Ecke derselben gibt es ein Grundgebäude von sehr großen Steinen, ich ging da hinein und fand ein großes Gebäude auf dicken und hohen Säulen gestützt; der Säulen sind so viele, daß ich müde wurde, bis zu Ende dieses Gebäudes zu gehen. Alles ist da angefüllt mit Erde, die man von den Ruinen des Tempels hingeworfen hat; das Tempelgebäude steht auf diesen Säulen und in jeder derselben befindet sich ein Loch, wo man ein Seil durchziehen kann. Man sagt, daß da die Stiere und Widder, die

geopfert werden sollten, angebunden waren. Überhaupt findet man in der ganzen Umgegend Jerusalems, in Feldern wie auch in Weinbergen, viele große in einander laufende Höhlen.

Die Siloah-Wasser fließen unterirdisch im Tale Josaphat; es ist eigentlich kein Strom, sondern fast eine Quelle, die jeden Morgen bis Mittag ungefähr anschwillt, dann abnimmt und unterirdisch unter dem Berge nach einem nahen Orte, wo sich jetzt eine Ruine befindet, fließt; man sagt, daß dieses Gebäude von Salomo als Münzgebäude erbaut wurde, jetzt wird es zur Gerberei benutzt. Das Tal Josaphat ist klein und zieht sich zwischen dem Tempel und dem Delberge entlang; am Fuße des Abhanges des Tempelberges sind die jüdischen Gräber; die neuen sind am Fuße des Delberges, das Tal zieht sich zwischen beiden Grabplätzen hin. Nicht weit davon ist das Monument Absalons und das des Propheten Sacharia; am letzten Orte betet man an Festtagen und besonders am 9. Ab werden hier die Klagelieder rezitiert.

Der Delberg ist hoch und wüste; man bemerkt kaum einen Delbaum hier. Von da oben konnte man in der Ferne Sodom und Gomora, die jetzt einen Salzsee bilden, sehen; ich hörte von Leuten, die dort waren, daß man da überall auf dem Boden Salz fände. Von Lots Frau wußte mir niemand was zu sagen, denn es sollen dort eine Unzahl von Salzsäulen sein und man kann daher nicht unterscheiden, welche die der Frau Lots ist.

Am Zionsberg, nahe an den Königsgräbern haben die Franziskaner eine große Kirche; vor langen Zeiten waren auch die Königsgräber ihr Eigentum. Ein reicher aichkenasischer (Jude), der nach Jerusalem kam, wollte die Gräber dem Könige abkaufen und geriet dadurch in Streit mit dem Geistlichen; seit dieser Zeit haben ihnen die Araber die Gräber weggenommen und sie jetzt

unter ihre Herrschaft gebracht. Als man in Venedig hörte, daß durch die Juden, die aus christlichen Ländern kommen, die Gräber den Katholiken abgenommen wurden, erließ man dort ein Edikt, daß kein Jude durch Venedig seinen Weg nach Jerusalem nehmen dürfe; aber jetzt ist dieses Edikt aufgehoben und es kommen jährlich Juden mit den venitianischen Galiassen und selbst mit den Pilgerschiffen; denn in der Tat gibt es keine sichere und kürzere Ueberfahrt, als mit diesen Schiffen. Ich wollte, ich hätte dieses alles in jenen Gegenden genau gewußt, so wäre ich nicht so lange unterwegs geblieben; die Galiassen machen die Fahrt von Venedig bis hierher höchstens in 40 Tagen.

Ich habe hier ein Haus nahe der Synagoge genommen, das Stockwerk meiner Wohnung ist sogar in der Mauer derselben. In dem Hofe, worin sich mein Haus befindet, sind fünf Wohnungen, worin jetzt nur Frauen leben; nur noch ein einziger blinder Mann wohnt hier, dessen Frau mir alles Nötige besorgt. Ich muß Gott, der mir bis jetzt seinen Segen angedeihen ließ, dafür danken, daß ich noch nicht so wie andere, die mit mir zugleich gekommen sind, krank geworden bin. Die meisten Leute, die aus fernen Ländern nach Jerusalem kommen, werden bettlägerig wegen des klimatischen Wechsels und der raschen Luftverände-

rung, bald kalt, bald warm; alle möglichen Winde wehen in Jerusalem; man sagt, daß jeder Wind, bevor er nach seinem Bestimmungsorte geht, nach Jerusalem kommt, um Gott in Demut anzubeten; Gott weiß, ob dies wahr ist.

Nun bitte ich Dich, segne Deinen Diener; dieser Brief möge Dir meine Gegenwart ersetzen, denn durch denselben wirst Du das Gemüt Deines Sohnes kennen lernen und wirst ihm nicht mehr gram sein. Wenn Gott uns beim Leben erhält, so werde ich Dir jährlich mit der Galiasse ein Schreiben, welches Dich trösten soll, zukommen lassen. Entferne jeden Kummer aus Deinem Herzen und verwische mein Angedenken aus Deinen Augen; freue Dich mit Deinen lieben Söhnen und Enkeln, die um Deinen Tisch herum sitzen, und die Dein graues Haupt pflegen sollen. Ich habe für deren Wohl gebetet und fahre immer fort, es zu tun auf dem göttlichen Orte in Jerusalem, dessen Wiederaufbau uns Gott möge sehen lassen, so daß wir Alle nach Zion freudig mit unserem heiligen Messias kommen mögen. Amen.

Abgeschickt in Eile von hier, Jerusalem, der heiligen Stadt, die Gott bald aufbauen möge.

Am 8. Elul 5248.

Von Deinem Sohne

Obadja Jera.

□ ■ □

Ein Fasttag.

Von J. L. Perez.

Mit Genehmigung des Verlages „Ost und West“ (Leo Winz).

Es ist ein schaurig kalter Abend. Beim matten Licht einer Kerze sitzt Sarah und stopft einen alten Strumpf, den sie aber von Zeit zu Zeit weglegen muß, da die vor Kälte starren Finger kaum imstande sind, die Nadel zu halten. So schlägt denn Sarah mit den

Füßen und Händen gegen einander, um Leben in die erkalteten Glieder zu bringen.

Auf dem Bette schlafen auf einem bloßen Strohsack vier Kinder (zu zweien auf jeder Seite) mit alten Kleidern bedeckt. Jeden Augenblick erwacht eins

mit dem Ruf: „Ich bin so hungrig, Mütterchen.“

„Wartet, Kinder,“ tröstet sie Sarah, „der Vater wird bald nach Hause kommen und bringt gewiß etwas zum essen mit. Ich wecke Euch dann. Schlafst bis dahin . . .“

„Bekommen wir was Warmes?“ fragen die Kinder weinerlich, „wir haben ja heute nichts Warmes im Munde gehabt.“

„Gewiß, gewiß, Kinderchen“, meint Sarah und glaubt selbst ihren Worten nicht. Sie hält noch einmal genau Umschau in der Stube, was doch wohl noch zu versetzen wäre; aber sie findet leider nichts: kahle, feuchte Wände ringsumher. Ein eingefallener Ofen, auf dem oben eine alte verbogene Chaminakalampe steht, die erkaltete Kochmaschine mit einigen zerbrochenen Töpfen und ein Hafen in der Decke, die letzte Spur des einstigen Luxus; eines messingenen Kronleuchters. An der rechten Wand stehen zwei Bettstellen ohne Kissen: — sonst nichts, nichts außer ihrem Elend. Kaum daß die Kinder unter dem wehmüthvollen, schmerz erfüllten Blick der Mutter einge schlafen sind, werden draußen Schritte eines totmüden Menschen und das Anstoßen der Wassereimer hörbar. Ein Fremdenzimmer huscht über Sarahs gram erfülltes Gesicht, sie steht, so rasch es ihre starren Beine erlauben, hastig auf und eilt zur Thüre, in welcher ein abgekehrter Mann mit zwei leeren Wassereimern erscheint.

„Nun, hast Du was bekommen?“ fragt Sarah leise.

„Nichts,“ antwortet ihr Mann, die Eimer in die Ecke stellend, „überall sagt man: ‚morgen, übermorgen, später‘ . . .“

„Die Kinder haben den ganzen Tag fast nichts gegessen,“ flüstert Sarah; „meine armen süßen Würmer,“ und ein Tränenstrahl entquillt ihrem Auge.

„Was weinst Du, Frau?“

„Ach Mendel, was wird aus uns werden? Die Kinder sind so hungrig . . . Es geht immer schlimmer . . .“ Sie kann nicht weiter, denn die Stimme versagt ihr. „Was sagst Du nun, Sarah? Schlimmer ist's ja, Gottlob, nicht. Im vorigen Jahre hatten wir doch zuweilen keinen Bissen Brot zu Haus . . . Zwar das ist heute auch der Fall . . . doch haben wir wenigstens eine Wohnung, damals mußten die Kinder ganze Tage in der Straße zubringen und nachts unter freiem Himmel schlafen.“

Der Schmerz übermannte Sarah bei dieser Erinnerung. Sie gedachte ihres jüngsten Kindes, das wie ein Hund auf der Straße gestorben ist; es hatte sich während der rauhen Nächte erkältet, wurde heißer und . . . entschlief. Sie konnten dem kranken Kinde weder Medizin verschaffen noch die sonstigen Heilmittel anwenden, wie z. B. für das Kind beten lassen, den Friedhof durchmessen lassen, das böse Auge wegzaubern . . . Nichts haben sie tun können und das arme Engelchen ist wie ein Licht verlöscht . . .

„Weine nicht, Sarah, Gott wird schon helfen“, tröstete sie der Mann.

(Schluß folgt.)

Mit Schluß des Jahres werden wir aus Anlaß des beginnenden XX. Jahrganges unserer Zeitschrift eine Festschrift erscheinen lassen, für welche wir gediegene Beiträge bis Ende Oktober annehmen.

Aus Papiermangel muß sie in beschränkter Auflage erscheinen. Da wir aber dieselbe hauptsächlich für unsere Abonnenten berechnet haben und ihnen den Bezug auch sichern wollen, so bitten wir um Voranmeldungen, damit wir die Exemplare gleich beim Erscheinen liefern können. Der Preis dürfte für unsere Abonnenten auf etwa drei Kronen zu stehen kommen.



Zum Uebersetzen.



er ackert	הוא חורש	Lehrer	מורה
er arbeitet	הוא עובד	Bauer	אכר
Herde	עדר	Weinberg	כרם

הַתְּלָמִיד הַקָּטָן לומד בספר גדול. המורה מלמד
את התלמיד. האכר חורש את האדמה ועבד את הכרם
הגדול והטוב. שמואל רועה את העדר.

Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 17 lautet:

Sprüche in Versen.

Vom Manne, der sich selber nicht helfen kann, von dessen Hand kann Hilfe anderen nicht zukommen. Süße Speisen stärken wenig, schaden aber viel. Aus echt reinen Quellen strömen nur gute Gewässer; und die Taten der Eltern erben die Kinder.

Die Auflösung des Rätsels aus Nr. 17 lautet:

Weide, Heide, Seide.

Antwort auf die Frage: Tischni, gleichzeitig Neujahrsfest.

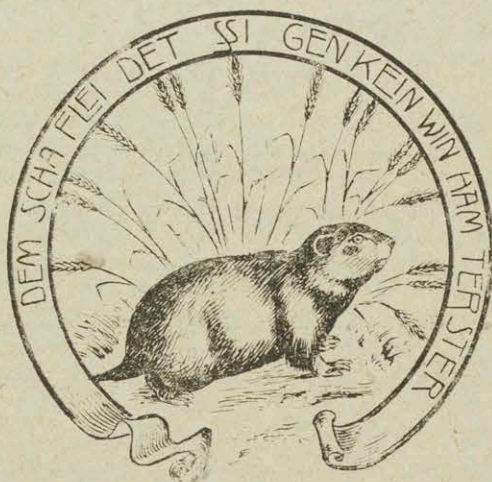
Die Auflösung der Charade aus Nr. 17 lautet: Neumond.

Briefkasten der Administration.

Adolf B. in Preßburg. Einzelne Nummern des ersten Halbjahres sind total vergriffen. Wir haben mit großem Kostenaufwande die Nr. 4 und 6 zum zweitenmal aufgelegt; da sind inzwischen die Nr. 7 und 9 ausgegangen, wir können sie also nicht liefern.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Nenne durch zwei Buchstaben einen Vogel, der einen guten Braten gibt.

Palindrom.

Ein Bauer hat einen Hahn 1234, der aber 4321 fort und 1324 ins Wasser.

Hebräisches Rätsel.

Mit \square — ein Traum ist's immer, mit γ — es hat ein jedes Zimmer.

Rechenaufgabe.

Der Großvater, der heute fünfmal so alt als der Enkel ist, war vor 15 Jahren zwanzigmal so alt? Wie alt ist heute der Großvater und der Enkel?

In deutscher und in böhmischer Sprache.
**Zur Geschichte der Juden in Böhmen,
 Mähren und Schlesien.**

Eine Sammlung historischer Urkunden, die sich auf das Leben und Wirken der Juden in diesen Ländern beziehen und vom Jahre 1620 bis zurück zum Jahre 906 reichen.

Herausgegeben von **Gottlieb Bondy**, gewesenen Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer in Prag.

Von diesem Werke ist der erste Band vergriffen. Der zweite Band ist zum ermäßigten Preise von K 6.— nebst K 1.— Portogebühr durch uns zu beziehen.

KAEMPF (Prof. S. I.)

**Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus
 dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert.**

INHALT: Metrische Uebersetzung der 10 Makamen des Charisi, sowie anderer hervorragender Dichtungen neuhebräischer Poesie als: Sal. Ibn Gabirol, M. Ibn Esra, Jehuda Halevi.

K 4.50 franko Haus. Dasselbe gebunden **K 7.—**.

Ist durch uns zu beziehen. Bestellungen ist der Kostenpreis beizulegen.

Geschichte der Juden in Böhmen.

Bearbeitet und in **böhmischer**
 Sprache herausgegeben von Rabbiner
A. STEIN, Radnitz.

Gross-Oktav 60 Seiten K 3.— nebst 20 h Portogebühr.

Sigmund Mayer: DIE WIENER JUDEN.

520 Seiten Groß-Oktav. K 8.50 nebst Porto 60 h.

ZIONSLIEDER von ERICH JUHN.

Soeben erschienen im Verlage der k. k. Universitätsbuchhandlung, Wien mit geschmackvoller Umschlagzeichnung. — Gegen Voreinsendung von K 2.80 (Frankozusendung) durch uns zu beziehen.

**Ein Geschenkwerk
 ersten Ranges.**

In neuer Ausgabe und prachtvoller Ausstattung
 das berühmte Prachtwerk

Prof. Dr. Jul. Fürsts illustrierten Fünf Bücher Moses

mit deutscher Übersetzung, erläuternden Anmerkungen und **über 230 Bildern, Karten und Illustrationen.** Preis in Prachteinband **K 28.—** nebst K 1.— Porto

„SIPPURIM“

**Ghettosagen, jüdische
 Mythen und Legenden.**

Volksausgabe

broschiert **K 5.—**, gebunden **K 7.—** nebst 30 h Porto.

Durch unsere Administration zu beziehen. Den Bestellungen bitten wir den Kostenpreis nebst der Portogebühr beizulegen, sonst könnten die Bücher nicht versendet werden.

Eventuell besorgen wir über Wunsch auch andere jüdische Bücher.

Ein hebräisches Quartettspiel.

העיר

Es ist etwas ganz Neues, was dieses Spiel bietet und worüber in der Nummer 16 Herr Dr. Hugo Bergmann eine gründliche Erklärung gegeben hat. Dieses Spiel kann durch unsere Administration gegen Voreinsendung von 6 K bezogen werden.

Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis

PRAG, POŘÍČ 6.

- | | |
|---|----------------------|
| I. Stiege: Direktorat und Sekretariat. | } alles im I. Stock. |
| II. Stiege: Herrenscheule. | |
| III. Stiege: Damenschule und Praktizierstube. | |

43. Unterrichts-Jahrgang auf Grundlage von 18j. Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. — Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhenden Unterricht.

Die Volksvorschusskassa in Prag, Königshofergasse Nr. 14

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Fakturen-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit $4\frac{1}{2}\%$. Ist Zahlstelle der jüdischen Kolonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Lst. zu haben sind. Die fälligen Kupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

500.000 K Garantiefond.

Zeichenstelle für die VIII. Kriegsanleihe.

Zur Ausführung aller Arten

BUCHDRUCKEREI

G. M.

TELEPHON 2941.



Drucksorten empfiehlt sich

RUDOLF GRÜNHUT

R. H.

Prag V. Meiselsasse 17, vis-à-vis dem Jüdischen Rathause

Druck von Rudolf Grünhut, Gesellschaft m. b. H., Prag V.